

suhrkamp taschenbuch 4122

Der Einzelgänger

Roman

von

Christopher Isherwood, Axel Kaun

1. Auflage

Der Einzelgänger – Isherwood / Kaun

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

Suhrkamp Frankfurt;Berlin 2009

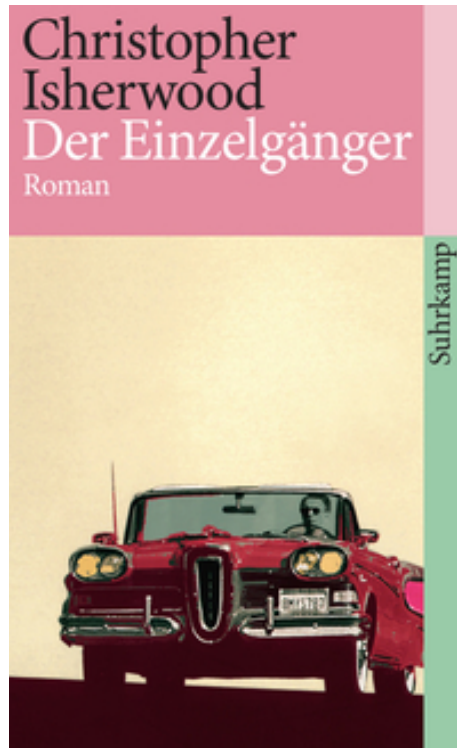
Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 518 46122 8

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Isherwood, Christopher
Der Einzelgänger

Roman

Aus dem Englischen von Axel Kaun

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4122
978-3-518-46122-8

suhrkamp taschenbuch 4122

George, 58 Jahre alt, Literaturprofessor, beginnt seinen Tag in Gedanken an seinen verstorbenen Freund, ein Tag voller Routine, bis ihn eine zufällige nächtliche Begegnung mit einem seiner Studenten aus dem Takt bringt. Nach zu vielen Drinks ist George, der Einzelgänger, bereit für eine neue Liebe.

«Ein einzigartig modernes Werk – das beste, das Isherwood je geschrieben hat.» *Tennessee Williams*

«Für mich sein bester Roman.» *Graham Greene*

Der Einzelgänger (A Single Man) wurde 2009 in der Regie von Tom Ford mit Colin Firth, Julianne Moore und Matthew Goode verfilmt.

Christopher Isherwood, geboren 1904 in Cheshire, England. Von 1929 bis 1933 lebte er in Berlin. Seine Erlebnisse dort lieferten das Material für *Leb wohl, Berlin*, das in der Bühnenbearbeitung *Cabaret* Weltruhm erlangte. Isherwood emigrierte 1939 in die USA. Er starb 1986 in Santa Monica, Kalifornien.

Christopher Isherwood
Der Einzelgänger

Roman

Aus dem Englischen von
Axel Kaun

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
A Single Man
© Christopher Isherwood 1964

Für Gore Vidal

suhrkamp taschenbuch 4122
Erste Auflage 2009
© MännerschwarmSkript Verlag, Hamburg 2005
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
MännerschwarmSkript Verlags, Hamburg
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46122-8

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Der Einzelgänger

Das morgendliche Erwachen beginnt, wenn man *bin* sagt und *jetzt*. Dann liegt das Wachgewordene eine Weile still, starrt die Zimmerdecke an und in sich hinein, bis es sich wiedererkannt hat und daraus den Schluss zieht: *ich bin*. Hier kommt als Nächstes und bringt wenigstens eine negative Beruhigung, weil es sich dort vorfindet, wo es sich vorzufinden erwartet hat: *zu Hause*.

Doch *jetzt* heißt nicht einfach jetzt. *Jetzt* ist auch eine zurückhaltende Mahnung: ein voller Tag später als gestern, ein ganzes Jahr später als letztes Jahr. Jedes *Jetzt* trägt ein bestimmtes Datum, das alle vorangegangenen *Jetzt* veralten lässt, bis dann vielleicht früher oder später – nein, nicht vielleicht, sondern ganz sicher – das Ende kommt.

Furcht zwickt am Vagusnerv. Ein krankhaftes Zurückschrecken vor dem, was da draußen, unmittelbar vor ihm, noch alles wartet.

Inzwischen hat Cortex, der unbeugsame Zuchtmeister, seinen Platz eingenommen und die zentralen Schaltstellen, eine nach der anderen, geprüft: Die Beine lassen sich strecken, das Rückgrat durchbiegen, und die Finger ballen sich zur Faust, um wieder zu erschlaffen. Und jetzt geht an das gesamte Interkommunikations-System der erste Tagesbefehl: AUFSTEHEN.

Gehorsam windet sich der Körper aus dem Bett, zuckt zusammen unter einem stechenden Schmerz im arthritischen

Daumen und im rechten Knie, spürt ein leichtes Übelsein vom Magen her und schlurft nackt ins Badezimmer, wo zunächst die Blase entleert und danach die Waage betreten wird: Immer noch über hundertfünfzig Pfund trotz aller Anstrengungen im Sportstudio! Dann tritt es vor den Spiegel.

Was es dort zu sehen bekommt, ist weniger ein Gesicht als der Ausdruck einer Verlegenheit. Hier steht geschrieben, was es sich angetan, was achtundfünfzig Jahre an Spuren hinterlassen haben, ausgedrückt in einem gequälten, abgestumpften Blick, einer vergrößerten Nase, einem Mund, der – wie in Verbitterung über die eigenen Giftstoffe – in den Winkeln heruntergezogen ist, eingefallenen Wangen und einem in winzigen runzeligen Falten schlaff hängenden Hals. Der gequälte Blick gehört einem bis zur Verzweiflung erschöpften Renner oder Schwimmer – noch ist das Rennen nicht zu Ende. Die Kreatur, die wir da vor uns haben, wird weiter kämpfen und kämpfen, bis sie fällt, nicht weil sie heroisch ist, sondern weil sie sich eine Alternative nicht vorstellen kann.

Während es in den Spiegel starrt, erkennt es vielerlei Gesichter auf seinem Gesicht – das Antlitz des Kindes, des Knaben, des jungen und des nicht mehr ganz so jungen Mannes – sie alle sind noch da; bewahrt und konserviert wie Fossilien auf überlagerten Schichten und ebenso tot wie Fossilien. Ihre Botschaft an diese bei lebendigem Leibe absterbende Kreatur heißt: Blick uns nur an – wir sind gestorben – was ist daran so Angst erregend?

Und es antwortet: Aber das ging so unmerklich, so leicht.
Vor dem Gehetztwerden habe ich Angst!

Es starrt und starrt, die Lippen gehen auseinander, es beginnt durch den Mund zu atmen, bis ihm der Cortexnerv

ungeduldig befiehlt, sich zu waschen, zu rasieren und die Haare zu kämmen. Seine Nacktheit muss bedeckt werden. Ankleiden muss es sich, denn es will ja raus und unter die Menschen gehen, und diese anderen Wesen sollen es ja identifizieren können, für sie muss sein Auftreten statthaft und annehmbar sein.

Gehorsam wäscht es sich, rasiert sich, kämmt sein Haar, denn es nimmt seine Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten gegenüber den anderen ernst und ist sogar froh, dass es unter ihnen einen eigenen Platz hat. Es weiß ganz genau, was von ihm erwartet wird.

Auch weiß es seinen eigenen Namen. Es heißt George.

Im bekleideten Zustand ist aus dem «es» ein «er», ist mehr oder weniger «George» geworden, wenn auch durchaus noch nicht der ganze George, wie ihn die anderen sich vorzustellen und anzuerkennen bereit sind. Wer zu dieser frühen Stunde mit ihm telefonierte, würde staunen, oder es gar mit der Angst zu tun bekommen, wenn er sähe, was mit diesem drei viertel Menschen los ist, mit dem er da spricht. Aber man kann ihn natürlich nicht sehen, und seine stimmliche Mimi-kry ist nahezu perfekt. Sogar Charlotte fällt darauf herein, nur dass ihr zwei- oder dreimal die Sache doch unheimlich vorkam, worauf sie ins Telefon fragte: «Geo - ist alles in Ordnung?»

Er geht durch das Vorderzimmer, sein Studio genannt, und steigt die Treppe hinunter. Die Stufen winden sich um eine Ecke, sie sind so eng und steil, dass man mit beiden Ellbogen ans Geländer stößt und den Kopf einziehen muss, auch wenn man, wie George, nur eins neunundsechzig groß ist. Wir haben es hier mit einem aufs Knappste bemessenen

kleinen Haus zu tun. Oft genug fühlt er sich beschützt durch die Enge; es ist einfach nicht genug Platz da, um sich verloren vorzukommen.

Dennoch ...

Stellen Sie sich vor, wie auf diesem engen Raum Tag für Tag und Jahr für Jahr zwei Menschen miteinander leben, die Ellbogen an Ellbogen nebeneinander am gleichen Kochherd stehen, sich auf der schmalen Treppe aneinander vorbeidrücken und im Badezimmer vor dem gleichen kleinen Wandspiegel rasieren, die sich gegenseitig aus Wut oder aus Liebe, bald in aggressiver Sinnlichkeit, bald in plumper Ungeduld beständig schubsen, stoßen und anrempe! Bedenken Sie, was für tief gehende, wenn auch unsichtbare Spuren diese beiden Menschen überall hinter sich zurücklassen müssen! Der Durchgang zur Küche ist zu schmal gebaut worden. Zwei Leute in Eile, mit Frühstückstellern in der Hand, müssen hier einfach zusammenstoßen. Und genau hier, fast jeden Morgen, wenn George die unterste Treppenstufe erreicht hat, überkommt ihn plötzlich das Gefühl, er stehe auf einem jäh und brutal abbrechenden Felsvorsprung – so als sei jeder weitere Weg von einem Erdbeben verschlungen worden. Genau hier hält er unvermittelt inne, und ihm wird aufs Neue, fast als wäre es zum allerersten Male, bewusst: Jim ist tot. Ist tot.

Bewegungslos steht er still und wartet darauf, dass die Beklemmung weicht. Dann erst betritt er die Küche. Diese morgendlichen Beklemmungszustände sind viel zu schmerzhaft, als dass ihnen mit sentimentalischen Mitteln beizukommen wäre. Erleichterung spürt er erst, wenn sie vorbei sind. Es ist wie das Durchstehen eines bösen Krampfes.

Heute wimmeln weit mehr Ameisen als sonst über den Fußboden, von wo sie den Ausguss erklimmen, um den Wandschrank zu bedrohen, in dem er Marmeladen und Honig aufbewahrt.

Mürrisch vernichtet er sie mit einer Flitspritze und stellt dabei folgende Selbstbetrachtung an: Was für ein hartnäckig böswilliger Akt, diese lehrreichen und bewunderungswürdigen Insekten dem eigenen Willen untertan zu machen! So zerstört ein Lebewesen das andere, und dies in Gegenwart von Kochtöpfen und Bratpfannen, Messern und Gabeln, Flaschen und Konservendosen – alles Dinge, die im Reich der Evolution gar keine Rolle spielen. Warum, warum? Hat hier ein kosmischer Feind, ein Erztyrann, seine Hand im Spiel, der uns blind machen möchte gegenüber seiner wirklichen Existenz, indem er uns gegen unsere natürlichen Verbündeten, die Mitopfer seiner Tyrannei stellt? Kaum hat George den Gedanken zu Ende gedacht, da sind die Ameisen auch schon tot, mit einem feuchten Lappen aufgewischt und im Abfluss hinuntergespült.

Er macht sich einen Teller mit Rührei und Schinken, etwas Toast und Kaffee zurecht, setzt sich zum Essen an den Küchentisch. Dabei geht ihm immer wieder das Wortgeklingel eines Kinderreimes durch den Sinn, den ihn vor vielen, vielen Jahren, als er noch klein und in England war, sein Kindermädchen gelehrt hatte:

Rührei auf Toast ist ein fein Gericht,

Wer's einmal isst, vergisst es nicht!

(Ganz deutlich sieht er sie vor sich: mit ihren grauen Haaren, den leuchtenden Mauseugen und ihrem dicklichen kleinen Körper, wie sie, kurzatmig vom Treppensteigen, das

Frühstückstablett ins Zimmer bringt. Sie beklagte sich immer über die Steilheit der Treppe, die sie «Die hölzernen Berge» nannte – ein magischer Satz aus seiner Kindheit.)

*Poached eggs on toast are very nice,
If you try them once you'll want them twice!*

Ach, diese herzerreißend unsichere Geborgenheit jener Kinderfreuden! Der junge Herr George im Genusse seiner Frühstückseier, und Nanny betrachtet ihn mit beruhigendem Lächeln: Alles ist sicher in ihrer lieben winzigen zerbröckelnden Welt!

Das gemeinsame Frühstück mit Jim gehörte einmal zum Schönsten, was der Tag bescherte. Wenn sie dann bei der zweiten und dritten Tasse Kaffee angelangt waren, hatten sie ihre besten Gespräche. Sie sprachen über alles, was ihnen in den Kopf kam – natürlich auch über den Tod. Ob es wohl ein Leben nach dem Tode gäbe und was es wohl sei, was weiterlebe. Sie diskutierten sogar, ob es besser sei, plötzlich zu sterben oder zu wissen, dass der Tod bevorsteht. Doch heute kann George sich um keinen Preis mehr erinnern, was Jim darüber für Gedanken geäußert hatte. Fragestellungen wie diese sind kaum ernst zu nehmen, sie kommen einem so hypothetisch vor.

Nehmen wir einmal an, dass die Toten die Lebenden wieder aufsuchen, dass also von Jim noch einmal etwas zurückkehrt, um nachzusehen, was George treibt. Würde das eine Genugtuung bringen? Wäre es überhaupt der Mühe wert? Bestenfalls würde sich das abspielen wie die kurze Visite eines Beobachters von einem fremden Stern, dem es für einen kurzen Moment gestattet ist, von der Unermesslichkeit seiner Freiheit da draußen einen Blick hineinzuworfen, um aus der

Entfernung, wie durch Glas, dann diese Gestalt zu sehen, die für sich allein an dem kleinen Tisch im engen Raum sitzt, um in demütiger Verlorenheit ihre Rühreier zu verspeisen, ein Gefangener auf Lebenszeit.

Das Wohnzimmer ist dunkel und niedrig mit einem über die ganze Wand laufenden Bücherregal gegenüber dem Fenster. Diese Bücher haben George nicht edler und nicht besser oder weiser gemacht, nur dass er eben gern ihren Stimmen lauscht, einmal dieser, einmal der anderen, je nachdem, wie ihm gerade zumute ist. Übrigens missbraucht er sie – ungeachtet der respektierlichen Art und Weise, in der er in der Öffentlichkeit über Literatur zu sprechen hat – gelegentlich ganz rücksichtslos, um sich einzuschläfern, um sich die Zeit zu vertreiben, um seine Blähungen zu beruhigen, um seine Melancholien zu vergessen, um seinen Darm in Bewegung zu setzen.

Im Augenblick nimmt er einen der Bände vom Regal und lässt John Ruskin sprechen:

... ihr habt so gern mit Platzpatronen gespielt, als ihr noch Schulknaben waret, und Gewehre und Armstrongs sind dieselben, nur besser hergestellte Dinge ... doch das Schlimmste daran ist dies: was euch als Knaben ein Spiel dünkte, war kein Spiel für die Sperlinge; und was heute Spiel ist für euch, ist kein Spiel für die kleinen Vögel unter den Staaten; und auf die schwarzen Adler, die großen Mächte zu schießen habt ihr euch, wenn ich mich nicht sehr irre, immer gescheut.

Unerträglicher alter Ruskin, du musst immer Recht haben und bist dabei noch so entsetzlich stur und übellaunig mit deinem Backenbart, wenn du über die Engländer herziehst – heute sollst du mir ein idealer Gefährte für die fünf Minuten

auf der Toilette sein. George spürt, dass sich in seinem Darm mit angenehmer Dringlichkeit etwas in Bewegung setzt, und so steigt er mit dem Buch in der Hand schleunigst die Stufen zum Badezimmer hinauf.

Während er auf der Brille hockt, kann er aus dem Fenster blicken. (Die Leute von gegenüber können wohl seinen Kopf und die Schultern sehen, aber nicht, was er tut.) Draußen herrscht ein grauer lauwarmer kalifornischer Wintermorgen, der Himmel hängt tief und weich im pazifischen Nebel. Weiter unten an der Küste werden Ozean und Himmel ein einziges weiches trauriges Grau sein. Die Palmen stehen ungerührt, und von den Blättern der Oleanderbüsche tropft die Feuchtigkeit.

Diese Straße hier trägt den Namen Camphor Tree Lane. Möglich, dass hier früher einmal Kampferbäume gestanden haben, heute jedenfalls sind keine mehr zu sehen. Viel wahrscheinlicher ist, dass dieser Name wegen seines malerischen Klanges von den ersten Stadtflüchtlingen ausgesucht wurde, die diese Kolonie Anfang der zwanziger Jahre gegründet haben, um aus dem schmierigen Los Angeles und dem muffig-snobistischen Pasadena hinauszukommen. Von den primitiven Blockhütten und Bretterbuden sprachen sie nie anders als von ihren Landhäusern und verliehen ihnen so niedliche Namen wie The Fo'c'sle oder Hi Nuff. Ihre Straßen bezeichneten sie als «Schneisen», «Säume» oder «Pfade», um jene verwunschene Atmosphäre aus Wald und Wiesen zu erwecken, die sie erschaffen wollten. Ihr Wunschtraum lief auf ein englisches Dorf in subtropischer Umgebung mit Montmartre-Sitten hinaus: ein hübsches Plätzchen, wo der Mensch ein bisschen malen, ein bisschen dichten und tüchtig

bechern kann. Sich selber betrachteten sie als eine Nachhut von Individualisten, die ein letztes Bollwerk gegen das zwanzigste Jahrhundert errichteten. Von früh bis spät dankten sie laut und vernehmlich, dass es ihnen geglückt war, der seelenzerstörerischen Geschäftigkeit der Großstadt zu entrinnen. Sie klebten vor Ölfarbe, gaben sich als begeisterte und streitbare Bohemiens, hatten eine unstillbare Neugier für das Tun anderer, und waren grenzenlos tolerant. Bei ihnen wurden Fehden wenigstens noch mit Fäusten, Flaschen und Möbelstücken ausgefochten, aber nicht mit Rechtsanwälten. Die meisten von ihnen hatten das Glück, rechtzeitig wegzusterben, ehe die große Wende kam.

Die Wende begann Ende der vierziger Jahre, als die Heimkehrer aus dem Zweiten Weltkrieg von der Ostküste angeschwärmt kamen, um sich mit ihren frisch gebackenen Ehefrauen neue, bessere Weidegründe im «sonnigen Süden» zu suchen, dem letzten Stück Heimatboden, das ihre Augen zu sehen bekamen, bevor sie für den pazifischen Kriegsschauplatz verladen worden waren. Kann man sich einen besseren Boden zur Fortpflanzung aussuchen als dieses Hügelland? Nur fünf Gehminuten vom Meeresstrand entfernt, ohne jeden Durchgangsverkehr, der die Anzahl zukünftiger Kleinkinder dezimieren könnte. So kam es denn, dass die Blockhütten, von denen einmal der Geruch selbst gebrannten Gins ausging und die widerhallten von den Versen Hart Cranes, nacheinander einer Armee Cola trinkender Fernsehfanatiker in die Hände fielen.

Die Veteranen selbst hätten sich in diese utopische Künstlerwelt zweifellos ganz gern eingefügt, und einige von ihnen hätten vielleicht sogar angefangen zu malen oder zu

schreiben. Doch ihre Ehefrauen erklärten ihnen von Anfang an in unzweideutiger Sprache, dass Kinderaufzucht und Bohemeleben sich nicht miteinander vereinbaren ließen. Um Kinder in die Welt zu setzen, braucht man eine feste Arbeit, Pfandbriefe, Kredit und eine Lebensversicherung. Und man darf es sich nicht einfallen lassen, zu sterben, ehe nicht für die Zukunft der Familie gesorgt ist.

Und so kam der Nachwuchs auf die Welt, ein Wurf, noch ein Wurf, und wieder ein Wurf. Aus dem kleinen alten Schulhaus wurde ein licht- und luftdurchfluteter Gebäudekomplex. Der schäbige Kaufladen am Strand wurde zu einem Supermarkt erweitert. Und an der Camphor Tree Lane wurden zwei Warnschilder angebracht. Das eine warnt davor, auf keinen Fall die Wasserkresse zu essen, die am Rande des Baches wächst, da dieser verunreinigt sei. (Jahrelang hatten die ehemaligen Koloniewohner die Kresse gegessen; auch George und Jim haben sie probiert, sie schmeckte ihnen köstlich, und nichts ist passiert.) Das zweite Schild – diese sinistren schwarzen Silhouetten auf gelbem Grund – besagt: SPIELENDE KINDER.

Natürlich bemerkten George und Jim das gelbe Warnschild gleich, als sie bei ihrer Suche nach einem geeigneten Haus zum ersten Mal hierher kamen, aber sie ignorierten es, weil sie von Anfang an in das Häuschen verliebt waren. Sie liebten es wirklich, denn es ist nur über eine Brücke zu erreichen, die über den Bach führt; durch die umliegenden Bäume und die bewachsene Steilküste liegt es abgeschnitten von der Umwelt, gleich einem Haus auf einer Waldlichtung. «Wie auf unserer eigenen Insel», meinte George. Als sie dann noch knöcheltief durch abgestorbene Maulbeerbaumblätter waten

mussten, waren sie entschlossen, von nun an alles gern zu haben. Nach einem flüchtigen Blick in das niedrige, feuchte Wohnzimmer waren sich beide darin einig, wie anheimelnd es abends am brennenden Kaminfeuer sein würde. Die Garage war ganz zugedeckt von zum Teil abgestorbenen Efeugewächsen, wodurch sie doppelt so groß erschien; von innen war sie winzig klein, weil sie noch aus den Tagen des Ford-T stammte. Jim wollte seine Tiere darin unterbringen, ihre Wagen waren jedenfalls beide zu groß, doch die konnte man ja auf der Brücke parken. Allerdings bemerkten sie dann, dass diese Brücke schon ein wenig durchhing. «Na ja, solange wir hier sind, wird sie schon halten», meinte Jim.

Dass die Kinder aus der Nachbarschaft das Haus genauso sehen wie George und Jim an jenem Nachmittag, darüber besteht gar kein Zweifel. Zottig unter all dem Efeu, düster und geheimnisvoll im Aussehen, entspricht es ganz der Vorstellung, die man sich von der Höhle eines alten Ungeheuers aus dem Märchenbuch macht. In dieser Rolle sieht sich George mit zunehmender Heftigkeit, seitdem er hier allein lebt. Mit ihr wird ein Teil seines Wesens freigelegt, den er Jim nur höchst ungern gezeigt hat. Was würde Jim sagen, wenn er beispielsweise mit ansehen müsste, dass George mit fuchtelnden Armen wie ein Wilder aus dem Fenster brüllt, während Mrs. Strunks Benny und Mrs. Garfeins Joe aus purem Übermut auf der Brücke hin und her toben? (Jim kam immer so leicht mit ihnen aus, er ließ sie die Stinktiere und den Waschbären streicheln oder mit dem Kanarienvogel sprechen – und trotzdem hätten sie es nie gewagt, unaufgefordert über die Brücke zu kommen.)

Mrs. Strunk, die gegenüber wohnt, schilt ihre Kinder

von Zeit zu Zeit pflichtschuldigst aus, indem sie ihnen klar macht, George dürfe nicht gestört werden, weil er ja Professor sei und angestrengt arbeiten müsse. Aber Mrs. Strunk, so sanftmütig sie von Natur aus ist – sanft und müde geworden von all dem Abrackern bei der Hausarbeit, sanft melancholisch in Erinnerung an ihre Karriere als Radiosängerin, die sie aufgegeben hat, um Mr. Strunk fünf Jungen und zwei Mädchen zu gebären –, selbst sie kann sich nicht enthalten, George mit einem beifälligen Lächeln mütterlicher Befriedigung mitzuteilen, dass Benny (ihr Jüngster) neuerdings von ihm nur noch als von «diesem Mann da» spricht, seit George den Jungen vom Hof über die Brücke bis auf die Straße gejagt hat; der Junge hatte mit einem Hammer auf die Haustür eingeschlagen.

George aber schämt sich seiner Wutausbrüche, denn sie sind nicht gespielt. Er verliert seine Beherrschung wirklich, und hinterher fühlt er sich vor sich selbst so gedemütigt, dass es ihm den Magen umdreht. Gleichzeitig weiß er ganz gut, dass die Kinder ihn nicht anders haben wollen, im Grunde legen sie es nur darauf an, dass er sich so vergisst. Und falls er sich plötzlich weigern sollte, den Kinderschreck zu spielen, und sie keinen Grund mehr hätten, ihn zu provozieren, müssten sie sich wohl oder übel nach einem Ersatz umsehen. Die Frage aber – tut er nur so, oder hasst er uns wirklich? – kommt ihnen nie in den Sinn. Abgesehen von der Figur, die er in ihrer Phantasie spielt, ist er den Kindern im höchsten Maße gleichgültig. Nur George macht sich darüber Gedanken. Umso mehr schämt er sich jenes Schwächemoments vor einem Monat, als er eine Tüte mit Süßigkeiten kaufte und sie ihnen auf der Straße anbot. Sie nahmen sie, ohne zu danken,

während sie ihn verdutzt und neugierig anguckten. Es ist gut möglich, dass er ihnen in diesem Augenblick ihre erste Lektion in Verachtung erteilte.

Mittlerweile ist Ruskin völlig aus dem Häuschen. «Geschmack ist die EINZIGE Moral!», schreit er mit erhobenem Zeigefinger auf George ein. Er wird allmählich langweilig, also schneidet ihm George mitten im Satz das Wort ab, indem er das Buch zuklappt. Weiterhin auf der Brille hockend, hält George durch das Fenster Ausschau.

Ein ruhiger Morgen. Die Kinder sind fast alle in der Schule, bis zu den Weihnachtsferien vergehen noch zwei Wochen. (Beim Gedanken an Weihnachten läuft es George kalt den Rücken hinunter. Vielleicht wird er etwas ganz Extremes unternehmen, nach Mexico City fliegen, sich dort eine Woche lang betrinken und sämtliche Bars unsicher machen. *Das bringst du ja doch nicht fertig, nie im Leben*, meldet sich eine Stimme mit ernüchternder Kühle.)

Ach, sieh mal an, da kommt Benny, hat den Hammer in der Hand. Er wühlt in den Abfalleimern herum, die zur Leerung bereit auf dem Gehsteig stehen, und zieht eine kaputte Badezimmerwaage ans Licht. Während George ihn beobachtet, fängt Benny an, mit dem Hammer auf die Waage zu schlagen und dabei lustvolle Schreie auszustoßen; er will den Eindruck hervorrufen, als schreie hier die vor Schmerz gepeinigte Maschine. Es ist kaum zu glauben, aber Mrs. Strunk, die stolze Mutter dieses Geschöpfes, brachte es fertig und fragte Jim mit bebendem Entsetzen, wie er es fertig bringt, diesen harmlosen jungen Schlangen etwas anzutun!

Da erscheint Mrs. Strunk auch schon auf der Veranda, gerade als Benny den Mord an der Waage vollendet hat und

voller Stolz die herumliegenden Stücke betrachtet. «Leg sie zurück!», gebietet sie ihm. «Zurück in die Mülltonne! Gleich jetzt!» Dabei hebt und senkt sich ihre Stimme bewusst zu einem süßen Singsang.

Ihre Kinder anzuschreien würde ihr nie einfallen, denn sie hat alle möglichen Bücher über Psychologie gelesen und weiß dementsprechend genau, dass Benny zurzeit seine aggressive Phase durchmacht – nichts ist normaler und gesünder. Sie weiß auch sehr genau, dass man sie um diese Zeit ganz deutlich unten auf der Straße hört, schließlich ist es ihr gutes Recht, gehört zu werden, denn dies ist ja die Stunde der Mütter. Als Benny dann endlich ein paar zerbrochene Stücke in die Tonne zurückgeworfen hat, säuselt sie: «So ist's recht!», und geht lächelnd ins Haus zurück.

Benny stolcht davon, um sich nun mit drei wesentlich kleineren Kindern zu beschäftigen, zwei Jungen und einem Mädchen, die soeben versuchen, ein Loch auf dem Grundstück zwischen den Strunks und den Garfeins zu graben. (Beide Häuser stehen frontal zur Straße und sind, im Gegensatz zu der privaten Zurückgezogenheit von Georges Höhle, nach allen Seiten offen.)

Auf dem freien Grundstück, unter dem riesigen alten Eukalyptusbaum, hat jetzt Benny das Kommando ergriffen. Er zieht den Anorak aus und wirft ihn dem kleinen Mädchen zum Halten hin; dann spuckt er in beide Hände und ergreift den Spaten. Er spielt den nach vergrabenen Schätzen suchenden Helden vom Fernsehen. Das Leben dieser Kinder heutzutage ist nichts wie ein Sammelsurium aus solchen Nachahmungen, kaum können sie sprechen, fangen sie schon an und singen die Werbesongs nach.